

Sprachliche Identität

Zur Problematik einer normativen Referenz



die Autorin

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Inci **Dirim**, Universitätsprofessorin für Deutsch als Zweitsprache an der Universität Wien.



die Autorin

Dr.ⁱⁿ Alisha M.B. **Heinemann** hat in der Erwachsenenbildung promoviert und arbeitet aktuell als Post-doc Universitätsassistentin im Arbeitsbereich Deutsch als Zweitsprache an der Universität Wien.

Abstract

Im Zusammenhang der Berücksichtigung der migrationsbedingten Mehrsprachigkeit in pädagogischen Kontexten wird häufig die Kategorie ‚Identität‘ ins Spiel gebracht. In dem Artikel wird der Frage nachgegangen, was darunter zu verstehen ist, ein EU-Dokument beispielhaft analysiert und eine subjektivierungskritische Interpretation vorgelegt.

Schlagerworte: *Mehrsprachigkeit, Identität, Subjekt, Subjektivierung, Subjektivierungskritik*

Linguistic identity. A problematic normative reference

Regarding the consideration of migration-related multilingualism in pedagogical contexts is often the category ‚identity‘ brought into play. In the article the question is pursued, what ‚identity‘ means, an EU document is analyzed as an example and a subjectivation critical interpretation is presented.

Keywords: *Multilingualism identity, subject, subjectivation, subjectivation criticism*

1 Problemaufriss

Im Zusammenhang mit migrationsbedingter Mehrsprachigkeit wird in pädagogischen Maßnahmen und politischen Konzepten als Grund für die Berücksichtigung der ‚Erstsprachen‘ von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen auch die Kategorie der ‚Identität‘ herangezogen: es sei wichtig, so die Argumentation, dass die Erstsprachen berücksichtigt werden, damit die ‚Identität‘ der Zwei- bzw. Mehrsprachigen ‚intakt‘ bliebe, vor allem die von Kindern. Darin wird eine deutliche Abkehr von solchen Perspektiven sichtbar, die in den 1960-er Jahren den sich neu etablierenden wissenschaftlichen und nicht wissenschaftlichen öffentlichen Diskurs um Bilingualität prägten. Heute wird nicht mehr von vornherein davon ausgegangen, dass auf der persönlichen Ebene Zwei- und Mehrsprachigkeit an sich zu Identitätsproblemen und Loyalitätskonflikten führen könnte. Im Gegenteil: gegenwärtig gilt es als positiv, wenn Menschen mehrere Sprachen sprechen und es wird für die ‚Identitätsentwicklung‘ als wichtig erachtet, dass die ‚Erst-

sprachen‘ (i.S.v. Migrationssprachen) gepflegt werden – zumindest im familiären Bereich. Auf EU-Ebene ist Mehrsprachigkeit Programm sowie Forderung und auch in diesem politischen Bereich wird mit der Kategorie ‚Identität‘ argumentiert. Auf der anderen Seite gibt es – vor allem auf nationaler Ebene – auch Stimmen, die eine assimilative Perspektive verfolgen und dafür eintreten, dass Migrations- und andere Minderheitensprachen zugunsten der Nationalsprachen der Einwanderungsländer aufgegeben bzw. in den Hintergrund gedrängt werden. Auf der diskursiven Ebene lassen sich dabei deutliche Unterschiede zwischen nationalen und supranationalen EU-Diskursen ausmachen.¹ Auf den assimilationistischen Strang des Diskurses über Sprache(n) und ‚Identität‘ gehen wir im vorliegenden Beitrag nicht ein. Wir setzen uns im Folgenden mit dem ‚Identitätsargument‘ im Kontext der Berücksichtigung von migrationsbedingter Mehrsprachigkeit auseinander und zwar am Beispiel der 2008 veröffentlichten sprachbezogenen Vorschläge der von der EU-Kommission eingesetzten ‚Intellektuellengruppe für den interkulturellen Dialog‘. Wir wählen das in diesem

Zusammenhang entstandene Dokument als Grundlage unserer Analyse, da die in der Intellektuellengruppe beteiligten Mitglieder aufgrund ihrer jeweiligen hochrangigen gesellschaftlichen Positionen als relevante diskurstragende Personen gelten können². Dabei fokussieren wir die Argumente, die mit der Kategorie ‚Identität‘ operieren und arbeiten - unter Einbezug subjektivierungs- und kulturalisierungskritischer Ansätze - Perspektiven eines reflexiven Umgangs mit der Kategorie ‚sprachliche Identität‘ heraus. Dabei geht es uns nicht um eine Wirkungsanalyse dieses Dokuments, die methodisch kaum geleistet werden kann, sondern um eine Kritik von identitätsbezogenen Vorstellungen, die das Dokument als politisches Statement aussendet. Die Empfehlungen, die von dieser Gruppe bekannter Personen des öffentlichen Lebens ausgesprochen werden, können u.E. durchaus als für gegenwärtige diskursive Aushandlungen signifikante Aussagen angesehen werden, weshalb es sich lohnt, sie genauer in den Blick zu nehmen, um typische Argumentationsfiguren im Zusammenhang ‚Sprache und Identität‘ herauszufiltern.

2 Identität, Sprache und Kulturalisierung / Lingualisierung

Sowohl in alltagsweltlichen Zusammenhängen als auch in didaktischen Modellen des Umgangs mit Zwei- und Mehrsprachigkeit wird oft von Identitätsvorstellungen ausgegangen, bei denen ein stabiler ‚Ich-Kern‘ das Zentrum der Persönlichkeit bildet, der an eine bestimmte Herkunft bzw. Sprache angebunden ist.³ In Folge des Kontakts zu einer Zweitsprache findet nach diesen Vorstellungen zwar eine Wissensaneignung statt, aber die ‚Sicherung‘ der Identität ist weiterhin auf den Rückbezug auf die Herkunft und Herkunftssprache angewiesen. Diese Vorstellung von ‚Herkunft‘ als die Identität der Person bestimmender Faktor geht u.a. auf die Erikson'sche Theorie zur Entwicklung der Identität im ‚Lebenszyklus‘ zurück: „Der Begriff ‚Identität‘ drückt also insofern eine wechselseitige Beziehung aus, als er sowohl ein dauerndes Sich-Selbst-Gleichsein wie ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen umfasst.“⁴

Springsits & Dirim zufolge wird „Identität‘ [...] in diesen Konzeptionen als eine Eigenschaft gedacht, die einem Menschen dauerhaft anhaftet, die ihn von seiner Herkunft her durch alle Lebenssituationen begleitet und die durch seine Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen bestimmt wird. Es wird davon ausgegangen, dass es so etwas wie eine gesunde Persönlichkeitsentwicklung gibt, die mit einer starken Identität zusammenhängt, die zwar durch Krisen gehen muss, aber letztlich zu einer inneren Einheit findet⁵. Eine solche teleologische Sichtweise mit dem Ziel der Stärkung

der Identität, die in einer gewissen Ganzheit der Identität mündet (z.B. durch den Bezug zur ‚Herkunft‘ und die Integration aller Teile der Identitäten), wird auch in heutigen Ansätzen zur Identitätsstärkung durch den Einbezug von Mehrsprachigkeit deutlich, wenn z.B. davon gesprochen wird, dass kulturelle und sprachliche ‚Teilidentitäten‘ gefördert werden müssen, um zu einer ausgeglichenen ‚Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit‘⁶ kommen zu können.“⁷

Lehrende an der Universität, die zum Thema Deutsch als Zweitsprache und Mehrsprachigkeit arbeiten, kennen das ‚Identitätsargument‘ ebenfalls. Als Lehrende machen auch wir, die Autorinnen des vorliegenden Beitrags, immer wieder die Erfahrung, dass Studierende in ihren Seminararbeiten etwa davon schreiben, dass die ‚Muttersprachen‘ der SchülerInnen in den Unterricht eingebunden werden müssten, weil dies auf Grund ihrer ‚Identität‘ notwendig sei oder damit sie eine ‚gesunde Identitätsentwicklung‘ haben könnten. Zweifellos liegt diesen Argumentationen der Wunsch zu Grunde, zum Wohl der beteiligten SchülerInnen beizutragen. Es kann nichts dagegen sprechen, Sprachen einen Raum zu geben, die im monolingualen (deutschsprachigen) Bildungssystem so gut wie keine Rolle spielen. Sprachen, die SchülerInnen wichtig sind, die sie in privaten Kontexten wie in der Familie sprechen, zu thematisieren und Bildung in diesen Sprachen zu ermöglichen – ganz im Gegenteil. Allerdings kann dies eine Reihe von ungewollten Konsequenzen nach sich ziehen, die im Zusammenhang mit der auf ähnliche Weise thematisierten ‚kulturellen Identität‘ bereits mehrfach festgestellt und kritisiert worden sind, wenn der symbolische Gehalt der Sprache im ‚Identitätsargument‘ auf eine allzu festlegende Weise bedeutsam gemacht wird. Einige dieser möglichen Effekte fassen wir im Folgenden unter adaptivem Rückgriff auf eine Auseinandersetzung von Paul Mecheril mit der Kategorie der ‚kulturellen Identität‘ zusammen⁸:

- Wenn komplexe soziale Prozesse des menschlichen Zusammenlebens auf die Kategorie Kultur reduziert werden, findet eine sogenannte ‚Kulturalisierung‘ statt. Menschen werden dann nicht mehr in ihrer Differenziertheit wahrgenommen – vor schnell wird ihre scheinbare Kulturzugehörigkeit als allgemeingültiges Erklärungsmuster für die unterschiedlichsten Kontexte herangezogen. Gleiches gilt, wenn der komplexe Prozess der Entwicklung eines Selbstverständnisses von Personen auf die ‚(Herkunfts-)Sprache‘ reduziert wird. Dieses kann als ‚Lingualismus‘⁹ bezeichnet werden und führt zu einer ähnlichen Reduktion wie die Kulturalisierung.
- Durch die ausschließliche und *problemorientierte* Bezugnahme auf Personen mit einem sogenannten

Migrationshintergrund wird im Zusammenhang mit der Beschäftigung mit ‚Identität‘ der Eindruck erweckt, allein diese Personengruppe ‚leide‘ unter ‚Identitätsproblemen‘. Umgekehrt ist damit die Vorstellung verbunden, dass Personen, die die Mehrheitssprache sprechen, eo ipso ‚mit sich im Reinen‘ sein müssen. Personen mit Migrationshintergrund werden durch diese Zuschreibung als problembehaftet dargestellt, selbst trotz anderslautender Absichten der jeweiligen Personen, die sich um die Identität der mehrsprachigen Personen mit Migrationshintergrund sorgen.

- Es entsteht eine naive Sicht auf die sogenannte ‚Herkunftskultur‘, die durch die Sprache repräsentiert wird und die Vorstellung, dass alle Menschen sich mit ihrem ‚Herkunftsland‘ bzw. dem ihrer Vorfahren auf eine positive Art ‚identifizieren‘. Zudem wird der Eindruck erweckt, dass es sich bei den ‚Herkunftsländern‘ um eindeutige, kulturell unveränderliche Referenzräume handelt. Damit wird verdeckt, dass in den sogenannten ‚Herkunftsländern‘ miteinander konfligierende Bezugssysteme existieren und außerdem Subjekten die Möglichkeit eingeräumt werden muss, sich ggf. auch von diesen Bezugssystemen zu distanzieren.
- Sprache wird verdinglicht und es wird davon ausgegangen, dass das Sprechen einer als ‚Herkunftssprache‘ angesehenen Sprache allein dazu führen muss, dass jemand sich wohl fühlt. Es wird übersehen, dass gerade Kindern und Jugendlichen als Kommunikationsmittel auch die Zweitsprache und andere Sprachen zur Verfügung stehen, mit deren Verwendung ebenfalls identitätsrelevante Auseinandersetzungen und Lernprozesse stattfinden.

Diese eher verdinglichenden und eindimensionalen Vorstellungen von ‚Identität‘ werden im wissenschaftlichen Bereich allmählich von subjektivierungstheoretischen und weiteren ähnlichen Perspektiven abgelöst, die zum größten Teil auf die Arbeiten von Michel Foucault und Judith Butler zurückgehen. In diesen Perspektiven wird ‚Identität‘ nicht essentialistisch als relativ abgeschlossene Gegebenheit angesehen, sondern als ein sich stets dynamisch weiterentwickelndes komplexes Referenzsystem des Selbstbezugs. Dieses Referenzsystem ist allerdings nicht quasi bei der Geburt festgelegt, sondern entwickelt sich als Resonanz auf Adressierungen, wobei Adressierungen aus machthöheren Positionen eher in das Selbstbild übernommen werden, weil sie schwerer zurückgewiesen werden können als umgekehrt. Es gibt nach diesen theoretischen Zugängen keine Kernidentität, die ‚rein‘ und ‚intakt‘ ist und die es zu schützen gilt: erst durch Adressierungen und – damit einhergehend –

Zuschreibungen entsteht das Referenzsystem ‚Identität‘, dessen Bezüge stets modifiziert werden und immer auch Widersprüche enthalten. Die Diskurse sind es, die das Wissen über Rollen und Zugehörigkeiten liefern, die Subjekten zugeschrieben werden und denen sie mehr oder weniger ausgeliefert sind. Je mächtiger die/der Zuschreibende, desto weniger können wir uns den Zuschreibungen entziehen, schreibt etwa Althusser, der den Begriff der ‚Anrufung‘ prägte, durch die die Subjekte erkennen, als wer sie gelten.¹⁰ In seinem Aufsatz zum Thema „Ideologie und ideologische Staatsapparate“ stellt Althusser beispielhaft eine Situation dar, in der jemand von einem Polizisten mit „He, Sie da!“ angerufen wird und sich dem Polizisten zuwendet. Mit dem Moment dieser Reaktion und der Hinwendung wird das Individuum nach Althusser zum Subjekt, weil es die Anrufung auf sich bezieht und diese damit annimmt.¹¹

Subjekt und damit auch ‚Identität‘ werden in poststrukturalistischen Ansätzen als radikal dezentriert und als immer Diskursen und Praktiken unterworfen verstanden, wodurch sich das Subjekt erst bilden kann. ‚Identität‘ ist also auf Anrufung und Zuschreibung angewiesen. Stuart Hall betrachtet die Frage nach einer einheitlichen Identität auf dieser Grundlage demnach kritisch: „Im Gegensatz zur vorherrschenden Semantik kann eine kritische Begrifflichkeit von Identität nicht an einem stabilen Kern des Selbst festhalten – ein Selbst, das [sic!] sich von Anfang bis Ende durch alle Schicksale und Wechselfälle der Geschichte ohne Veränderung entwickelt, das immerzu ›dasselbe‹ bleibt, identisch mit sich durch die Zeit [...]; ein Selbst, welches vorgibt, eine unverwandelbare ›Einheit‹ oder kulturelle Zugehörigkeit stabilisieren oder garantieren zu können und dabei alle äußerlichen Differenzen unterstreicht.“¹² Hall stellt sich ‚Identitäten‘ als aus „, unterschiedlichen, ineinandergreifenden, auch antagonistischen Diskursen, Praktiken und Positionen“ konstruiert vor. Er schreibt: „Sie sind Gegenstand einer radikalen Historisierung und beständig im Prozess der Veränderung und Transformation begriffen.“¹³

Wenn also Sprache in ihrer symbolischen Funktion als Markierung von ‚Herkunft‘ und ‚Identität‘ herangezogen wird, spielt es eine große Rolle, wie ‚Herkunft‘ dabei gedacht wird. Referenzen, die mit Herkunftskonstruktionen versehen an die Subjekte herangetragen werden, wirken auf diese ein, werden auf unterschiedliche Weise weitergetragen und fließen in Diskurse ein, die Argumentationsfiguren liefern, mit denen ‚Identitäten‘ festgelegt werden.

Foucault schreibt diesbezüglich: „Es ist eine Machtform, die aus Individuen Subjekte macht.“¹⁴ Macht ist hierbei allerdings nicht per se als etwas ‚Schlechtes‘ gedacht, sondern als eine produktive Kraft. Welche Selbstvorstellungen/Identitäten sich herausbilden, hängt davon ab, welche Zuschreibungen aus machthöheren gesellschaftlichen Positi-

onen heraus an die Subjekte gerichtet werden¹⁵. Im Unterschied zu sozialisationstheoretischen Vorstellungen wird ‚Identität‘ also weniger als Anpassung an die Gesellschaft gedacht. Der Akzent liegt eher auf einer Untersuchung der Qualitäten von Zuschreibungen, in Folge derer Selbstverständnisse wie ‚Türke‘, ‚Spanierin‘, ‚Kind‘, ‚schönes Mädchen‘ etc. möglich werden. In subjektivierungstheoretischen Zugängen wird nicht zwischen ‚sozialer‘ und ‚personaler Identität‘ unterschieden, weil das Konstrukt einer Identität als solches in Frage gestellt wird und eher als andauernder fluider Prozess begriffen wird, in dem das Subjekt sich in der Auseinandersetzung mit einer sozialen Umwelt herausbildet und diese gleichzeitig wieder mit prägt, so dass sich personale und soziale Kategorien nicht trennen lassen. Das Subjekt entwickelt sich demnach in Folge der Annahme bzw. Ablehnung von Zuschreibungen im sozialen Raum. In pädagogischen Zusammenhängen wäre es daher wichtig, unter die Lupe zu nehmen, welchen Zuschreibungen Kinder und Jugendliche begegnen und inwiefern diese wünschenswerte Aspekte enthalten. Im Anschluss daran kann auf die Rolle der Sprache bei der Identitätsentwicklung in migrationsgesellschaftlichen Kontexten bezogen die Frage formuliert werden, welche Adressierungen Mehrsprachigen gegenüber in Zusammenhang mit Sprache in den gesellschaftlichen Diskursen sichtbar werden und welche Zuschreibungen diese Adressierungen enthalten. Inwiefern also, könnte eine anschließende allgemeinere Frage lauten, enthalten ‚Identitätszuschreibungen‘ machtvolle kulturalisierende bzw. lingualisierende Konnotationen, durch die SchülerInnen zu inferioren Subjekten gemacht und dadurch benachteiligt werden?

Diese Frage diskutieren wir im Folgenden am Beispiel eines EU-Dokuments, welches wir aufgrund der oben schon kurz erwähnten VerfasserInnen für hochgradig diskursrelevant erachten.

3 Vorschläge des ‚Intellektuellenrats‘

Auf Wunsch des damaligen Präsidenten der Europäischen Kommission, José Manuel Durão Barroso, und des Kommissars für Mehrsprachigkeit, Leonard Orban, wurde 2007 eine Gruppe von diskursprägenden AkteurInnen eingesetzt, deren Mitglieder dem ‚Kulturbereich‘ zugeordnet wurden. Die Gruppe bekam den Auftrag, die EU-Kommission „hinsichtlich des Beitrags der Mehrsprachigkeit zum Interkulturellen Dialog und zum gegenseitigen Verständnis der Bürger in der Europäischen Union zu beraten.“¹⁶

Von dem Intellektuellenrat wird im Jahr 2008 ein Rapport mit der Überschrift „Eine lohnende Herausforderung – wie die Mehrsprachigkeit zur Konsolidierung Europas beitragen kann“, veröffentlicht, dessen Grundaussagen, vor

allem jene, die für den vorliegenden Beitrag relevant sind, im Folgenden kurz referiert werden. Uns geht es dabei darum, zu analysieren, welche identitätsrelevanten Zuschreibungen von dem Dokument ausgehen. Die ‚tatsächlichen‘ Effekte des Dokuments können wir nicht erfassen. Aber es geht uns darum, legitime und dominante (offizielle) Perspektiven von Mehrsprachigkeit und Identität darzustellen, denen sich etwa Bildungseinrichtungen kaum entziehen können. Wir gehen davon aus, dass der Rapport dominante legitime Positionen enthält, unter deren Einfluss Kinder und Jugendliche auf eine bestimmte Weise adressiert werden.

Im Rapport wird eingangs festgestellt, dass die Sprachenvielfalt für Europa eine Herausforderung darstelle. Die AutorInnen vertreten allerdings die Meinung, dass es sich um eine lohnende Herausforderung handle¹⁷, der in einer „effizienten“ Art und Weise begegnet werden müsse. Folgende Frage wird sodann in den Vordergrund gestellt: „Wie können wir es erreichen, dass so viele verschiedene Völker harmonisch miteinander leben? [...] Müssen wir versuchen, eine ‚europäische Identität‘ zu definieren? Kann diese all unsere Unterschiede überwinden?“¹⁸ Diese als „enorm heikel“ (Europäische Kommission 2008, 2) eingeordneten Fragen werden sodann auf Mehrsprachigkeit bezogen: „Unser Auftrag lautete, uns Gedanken über die Mehrsprachigkeit und darüber zu machen, wie die Mehrsprachigkeit auf die europäische Integration und den interkulturellen Dialog Einfluss nehmen könnte. Daher haben wir beschlossen, unsere vorgefassten – optimistischen wie pessimistischen – Meinungen beiseite zu lassen, um von einer ganz neutralen Feststellung auszugehen: Für jede Gesellschaft bringt die sprachliche, kulturelle, ethnische oder religiöse Vielfalt zugleich Vorteile und Nachteile mit sich, sie ist eine Quelle von Reichtum, aber auch von Spannungen.“¹⁹

Die Lösung sehen die AutorInnen des Rapports, der im Grunde ein Positionspapier mit Empfehlungen darstellt, in der Berücksichtigung der ‚Sprachenvielfalt‘ auf eine spezifische Weise:

„Unsere Sprachenvielfalt zu achten heißt nicht nur, einer geschichtlich begründeten kulturellen Realität Rechnung zu tragen. Wenn auch die Mehrzahl der europäischen Nationen auf der Basis ihrer identitätsstiftenden Sprachen begründet wurde, so kann sich die Europäische Union nur auf ihre Sprachenvielfalt gründen. [...] Wir erachten sie sogar in der Lage, der gesamten Menschheit als Modell für eine Identität zu stehen, die sich auf die Vielfalt gründet.“²⁰

Bezogen auf EinwanderInnen wird ausgeführt, dass eine tiefreichende Kenntnis der Landessprache und der Kultur, die sie in sich trage, eine unabdingbare Voraussetzung für die ‚Integration‘ in die Aufnahmegesellschaft sei, um an ihrem wirtschaftlichen, sozialen, intellektuellen, künstlerischen

schen und politischen Leben teilzunehmen. Parallel dazu, und man könnte fast sagen: im Gegenzug, sei es wesentlich, dass die europäischen Länder die Bedeutung der Beibehaltung der Herkunftssprache für jede/n EinwandererIn oder Menschen mit Migrationshintergrund verstehen. Begründet wird dies mit einer Argumentation, die wiederum den Identitätsverlust erstens an den Verlust von Sprachkompetenz in der Migrationssprache bindet und ihn zweitens pathologisiert:

„Ein junger Mensch, der die Sprache seiner Vorfahren verliert, verliert ebenso die Fähigkeit der ungetrübten Kommunikation mit seinen eigenen Eltern, was einen Faktor sozialer Destabilisierung darstellt, die wiederum in Gewalt münden kann. Die übersteigerte Bekräftigung von Identität entspringt oftmals einem Gefühl der Schuld gegenüber der eigenen Herkunftskultur, eine Schuld, die sich zuweilen in einer Überbetonung religiöser Komponenten ausdrückt. Anders ausgedrückt würde ein Einwanderer bzw. ein Mensch mit Einwanderungshintergrund, der seiner Muttersprache mächtig ist, sie seinen Kindern weitergeben kann, der das Gefühl hat, dass seine Sprache und Herkunftskultur in der Aufnahmegesellschaft anerkannt werden, weniger das Bedürfnis verspüren, seinen Durst nach Identität auf andere Weise zu stillen.“²¹

Die Gefahr der Erzeugung von Gewalthandlungen als Folge der Nicht-Berücksichtigung von ‚Herkunftssprachen‘ konkretisieren die AutorInnen im Zuge des Textes weiter und grenzen sie zur aus ihrer Sicht identitätsstiftenden Kategorie ‚Religion‘ ab:

„Wenn man den Migranten, den europäischen ebenso wie den außereuropäischen, einen leichten Zugang zu ihrer Herkunftssprache ermöglichen und ihnen gestatten würde, das zu bewahren, was man ihre sprachliche und kulturelle Würde nennen könnte, scheint uns dies einmal mehr ein wirksames Gegengift gegen Fanatismus zu sein. Die religiöse und die sprachliche Zugehörigkeit zählen offensichtlich zu jenen Elementen, die Identität am stärksten konstituieren. Diese Zugehörigkeiten funktionieren jedoch unterschiedlich, ja befinden sich bisweilen sogar im Wettstreit. Die religiöse Zugehörigkeit hat ausschließlichen Charakter, die sprachliche nicht. Die Entkoppelung dieser beiden mächtigen identitätsstiftenden Faktoren, die Entwicklung einer sprachlichen und kulturellen Zugehörigkeit nicht zulasten der Religion, sehr wohl jedoch zulasten der identitätsstiftenden Funktion von Religion, scheint uns ein heilsames Unterfangen zu sein, das einen Beitrag zum Abbau der Spannungen sowohl in den europäischen Gesellschaften als auch anderswo auf der Welt leisten könnte.“²²

Die Empfehlungen des ‚Intellektuellenrats‘ verfolgen insgesamt ein wohlwollendes Ziel, nämlich das der Sicherung des Friedens, wobei bestimmte Differenzen zwischen

den ‚Völkern‘ als mögliches und historisch belegtes Hindernis angesehen werden, nämlich religiöse und sprachliche Unterschiede, die als ‚kulturelle Kategorien‘ identifiziert werden. Dabei wird, – bezogen auf Sprache – folgende Argumentation getätigt:

1. Sprache ist ein identitätsstiftender Faktor.
2. Jedes ‚Volk‘ hat (s)eine Sprache; Sprache und Herkunft hängen untrennbar zusammen.
3. Menschen müssen, auf Grund ihrer identitätsstiftenden Funktion, Gelegenheiten haben, ihre Erstsprache sprechen zu können.
4. Wenn MigrantInnen ‚ihre‘ ‚Herkunftssprachen‘ nicht sprechen können, droht die Gefahr, dass sie sich von ihren Eltern entfremden und damit gewalttätig werden.
5. Das identitätsstiftende Moment der Religiosität wird in dem Dokument offenbar als Problem angesehen, das es zu bekämpfen gilt. Die ‚Überbetonung‘ von Religiosität entspringe dem Drang nach ‚Identität‘, dem mit Berücksichtigung der ‚Muttersprachen‘ der MigrantInnen Einhalt geboten werden könne.

Im Spiegel der oben vorgestellten wissenschaftstheoretischen Perspektiven lässt sich unter anderem Folgendes feststellen:

1. Der ‚Intellektuellenrat‘ folgt einem „monolingualen Habitus“²³, nach dem Einsprachigkeit eine Normalität darstellt, denn es wird von ‚Völkern‘ ausgegangen, die eine ‚Identitätssprache‘ besitzen, also erfolgt die für die Nationalstaatenentwicklung typische Gleichsetzung von ‚Volk‘ und Sprache. Zudem wird unter Sprache, auch im Zusammenhang mit Migration, eine Sprache nach nationalstaatlichem Modell verstanden, für Migration so typische Sprachkontaktphänomene wie Mischsprachen und andere Arten von „Sprachigkeit“²⁴ bleiben unberücksichtigt.
2. Als ‚MigrantInnen‘ angesehene Personen werden auf ihre ‚Herkunft‘ festgelegt und damit als nicht zugehörig positioniert, die es zu integrieren gilt. Sprache wird dabei eine zentrale Bedeutung zugeschrieben. Man kann von einer Lingualisierung sprechen, da außer Religion keine weiteren sozialen Kategorien berücksichtigt werden.
3. Es gibt eine Problemperspektive auf Migration, die mit Hilfe der Berücksichtigung der Migrationssprachen bewältigt werden soll. Es wird davon ausgegangen, dass es passieren kann, dass Jugendliche Gewalt verüben werden, sollten sie ihre Erstsprachen nicht sprechen können. Damit wird Eltern unterstellt, die Zweitsprache nicht sprechen zu

können und dass ein guter Kontakt zwischen Eltern und Kindern nur über die Erstsprache zu Stande kommen kann. Die komplexe Eltern-Kind-Beziehung wird auf Sprache reduziert und zwar nicht im Sinne eines Kommunikationsmittels, sondern Kommunikation in der Sprache der ‚Herkunft‘. Damit wird die Bedeutung von ‚Erstsprache‘ bzw. ‚Muttersprache‘ völlig überhöht²⁵ und Gewaltphänomene werden mit Rückgriff auf ‚Sprache‘ erklärt, wodurch eine deutliche Lingualisierung sozialer Phänomene stattfindet und wichtige Einflussfaktoren auf thematisierte Lebensfragen völlig außer Acht gelassen werden. Sprache wird verdinglicht und eine positive ‚Identität‘ wird an eine bestimmte Sprache gebunden.

4. Die Kategorie ‚Religion‘ wird auf sehr problemorientierte Sicht in die Diskussion eingeführt und von Sprache unterschieden, der eine positive Beschaffenheit insofern zugeschrieben wird, dass ihre ‚identitätsstiftende‘ Wirkung im Gegensatz zu Religion als nicht ausschließend definiert wird. Unklar bleibt, auf welcher Grundlage die AutorInnen hier argumentieren. Es lässt sich hier nur die Vermutung anstellen, dass sie sich auf bestehende Konflikte beziehen, die vordergründig mit Religionsverschiedenheiten begründet werden. Gleichzeitig scheinen sie gewaltvolle Vorgänge wie zum Beispiel das langjährige Sprachverbot des Kurdischen in der Türkei und in Syrien nicht mitzuberücksichtigen. Es wird ein idealisiertes und real nicht zu haltendes Bild von Sprache als verbindendem Element gezeichnet, welches gleichzeitig als ‚heilsames‘ Mittel zur Konfliktreduzierung durch Identifikationsmöglichkeiten dienen soll. Personen, die ihre ‚Muttersprache‘ nicht (mehr) sprechen, scheinen hingegen eine potentielle Gefahr zu sein.

Fazit: Subjektivierungskritischer Zugang zu ‚Sprache und Identität‘

Der ‚Intellektuellenrat‘ der Europäischen Kommission verfolgt das Ziel, ‚Frieden‘ zu sichern. Dabei werden MigrantInnen als Gefahr für den Frieden konstruiert. Zwischen ‚Herkunft‘ und ‚Sprache‘ wird eine kausale Verbindung hergestellt, wobei eine problemorientierte und sogar kriminalisierende Sicht eingenommen wird. Menschen werden auf ihre ‚Herkunft‘ festgelegt; „Mehrfachzugehörigkeiten“²⁶ werden nicht zur Kenntnis genommen. ‚Sprache‘ wird in dem Kontext nicht als Kommunikationsinstrument, sondern als ‚Lösungsmittel‘ der konstruierten Drohung Bedeutung

beigemessen, damit wird (imaginiertes) Soziales auf Sprache reduziert, d.h. lingualisiert.

Die Empfehlungen des ‚Intellektuellenrats‘, ein offizielles Dokument der Europäischen Kommission, haben wir hier als Beispiel herangezogen, um aufzuzeigen, welche folgenreichen Konsequenzen eine Gleichsetzung von Sprache und (verdinglichenden Vorstellungen von) ‚Identität‘ haben können und welche Argumentationslinien sich im gegenwärtigen Diskurs finden lassen. Die am Beispiel des EU-Dokuments gezeigten Zusammenhänge, die an diskursrelevanten Positionen zwischen ‚Sprache‘, ‚Herkunft‘ und ‚Identität‘ hergestellt werden, halten wir aus den oben bereits im Detail ausgeführten Risiken der Kulturalisierung, des Lingualismus, der unangemessenen Problematisierung der ‚Identität‘ von mehrsprachigen Personen, den Druck einen positiven Bezug zu den Herkunftssprachen haben zu müssen sowie der Negierung des Umstands, dass für viele Menschen eben auch die Sprache der Umgebung identitätsstiftend ist, in der sie sich vorwiegend aufhalten – für äußerst kontraproduktiv. Aus diesem Grund plädieren wir für einen reflexiven subjektivierungskritischen Zugang zum Komplex ‚Sprache‘ und ‚Identität‘, der darin besteht, Sprachen nicht als Teil der Identität, sondern als Ressource für Kommunikation und Wissensaneignung zu betrachten.

Personen Räume zu eröffnen, die Sprachen, die sie entwickeln, sprechen und anders nutzen wollen, auch einzusetzen und für die Sprachkompetenz Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen, ist an sich erstmal sehr sinnvoll. Problematisch wird es jedoch, wenn das (Nicht-)Sprechen einer Sprache gleichgesetzt wird mit bestimmten Haltungen, Bindungen, Herkunftsländern, Interessen, Affinitäten etc.

Subjektivierungsvorgänge sind hochkomplex und von den unterschiedlichsten Einflüssen abhängig. Das Beherrschen oder Nichtbeherrschen einer Sprache allein sind es nicht, was soziale Bindungen, familiäre Verhältnisse und noch weniger die Affinität von Personen zu gewaltvollen Praxen bestimmt. Für den Bildungserfolg in den monolingualen Schulsystemen Deutschlands und Österreichs ist es jedoch sehr wohl von ausschlaggebender Bedeutung, dass Personen darin unterstützt werden, die Bildungssprache Deutsch auf einem Niveau auszubilden, das ihnen einen erfolgreichen Bildungsabschluss möglich macht. Wenn es dann noch zusätzliche, freiwillige Angebote in Migrations-sprachen gibt, die Kinder und Jugendliche annehmen können, um ihre Sprachkompetenzen weiterzuentwickeln, dann ist das begrüßenswert und ein positiver Beitrag zur Entwicklung eines Subjekts, das sich als ein respektiertes und anerkanntes wahrnimmt – jedoch nicht identitätsstiftend.

Anmerkungen

- 1 DOROSTKAR, Niku: (Mehr-)Sprachigkeit und Lingualismus. Die diskursive Konstruktion von Sprache im Kontext nationaler und supranationaler Sprachenpolitik am Beispiel Österreichs, Göttingen: Vienna University Press bei V&R unipress 2014.
- 2 Der Gruppe, die vom Schriftsteller Amin Maalouf geleitet wurde, gehörten außer ihm folgende Mitglieder an: Jutta Limbach, Präsidentin des Goethe-Instituts; Sandra Pralong, Kommunikationsexpertin; Simonetta Agnello Hornby, Schriftstellerin; David Green, Präsident von EUNIC (European Network of National Cultural Institutes), ehemaliger Direktor des British Council; Eduardo Lourenço, Philosoph; Jaques de Decker, Schriftsteller, ständiger Sekretär der Académie Royale de Langue et de Littérature françaises de Belgique; Jan Sokol, Philosoph, ehemaliger Bildungsminister der Tschechischen Republik; Jan Christoph Grøndahl, Schriftsteller und Tahar Ben Jelloun, Schriftsteller (Europäische Kommission 2008, 2).
- 3 Vgl. zu didaktischen Modellen DIRIM, İnci / WEGNER, Anke: Bildungsgerechtigkeit – zur Konjunktur einer normativen Kategorie, in: WEGNER, Anke / DIRIM, İnci (Hg.): Mehrsprachigkeit und Bildungsgerechtigkeit. Erkundungen einer didaktischen Perspektive, Opladen: Budrich 2015, 11–27.
- 4 ERIKSON, Erik H.: Das Problem der Ich-Identität, in: ERIKSON, Erik H.: Identität und Lebenszyklus, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989, 124.
- 5 Vgl. EBD., 56.
- 6 SCHADER, Basil: Sprachenvielfalt als Chance. Das Handbuch. Hintergründe und 101 praktische Vorschläge für den Unterricht in mehrsprachigen Klassen, Zürich: Bildungsverlag Eins 2004.
- 7 SPRINGSITS, Birgit / DIRIM, İnci: „Türkisch ist voll gangster!“. Zur Berücksichtigung gesellschaftlicher Diskurse in der Mehrsprachigkeitsdidaktik, in: GEIER, Thomas / ZABAROWSKI, Katrin U. (Hg.): Migration: Auflösungen und Grenzziehungen – Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung, Wiesbaden: Springer VS 2016, 147.
- 8 MECHERIL, Paul: Kulturelle Identität – Anmerkungen zur pädagogischen Brauchbarkeit einer Perspektive, in: Schulverwaltung, Spezial 3 (2003) 11–13.
- 9 DOROSTKAR 2014 [Anm. 1].
- 10 ALTHUSSER, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate, in: ALTHUSSER, Louis (Hg.): Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie, Hamburg / Berlin: VSA 1977, 108–153.
- 11 EBD., 88f.
- 12 HALL, Stuart: Wer braucht Identität?, in: HALL, Stuart: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften. 4, Hamburg: Argument 2004, 170.
- 13 EBD.
- 14 FOUCAULT, Michel: Subjekt und Macht, in: DERS.: Schriften in vier Bänden, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005, 275.
- 15 Vgl. FOUCAULT, Michel: Von anderen Räumen, in: FOUCAULT, Michel: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Schriften IV. Stück 360, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2005, 931–942.
- 16 Europäische Kommission: Eine lohnende Herausforderung wie die Mehrsprachigkeit zur Konsolidierung Europas beitragen kann, in: http://www.obererschlesien.de/download/?file=mehrsprachigkeit_eu_folder.pdf [abgerufen am 25.07.2016], 2.
- 17 EBD., 3.
- 18 EBD.
- 19 EBD.
- 20 EBD., 5.
- 21 EBD., 11.
- 22 EBD., 18.
- 23 GOGOLIN, Ingrid: Der monolinguale Habitus der multilingualen Sprache, Münster: Waxmann 2004.
- 24 BUSCH, Brigitta: Mehrsprachigkeit, Wien: UTB 2013.
- 25 KNAPPIK, Magdalena: Disinventing „Muttersprache“. Zur Dekonstruktion der Verknüpfung von Sprache, Nation und ‚Perfektion‘, in: MECHERIL, Paul / KARAKAŞOĞLU, Yasemin (Hg.): Pädagogisches Können in der Migrationsgesellschaft, Wiesbaden: Springer 2016, 221–240.
- 26 MECHERIL, Paul: Einführung in die Migrationspädagogik, Weinheim: Beltz 2004.

Autorinneninformation

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ İnci **Dirim**
Universität Wien
Institut für Germanistik
Porzellangasse 4
A-1090 Wien
e-mail: inci.dirim@univie.ac.at
GND: (DE-588)120358247

Dr.ⁱⁿ Alisha M.B. **Heinemann**
Universität Wien
Institut für Germanistik
Porzellangasse 4
A-1090 Wien
e-mail: alisha.heinemann@univie.ac.at
GND: (DE-588)1025373618